



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Aus vaterländischen und politischen Reden

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Aus vaterländischen und politischen Reden

1922.

Es ist keine Frage: Zerfällt Preußen, so ist es auch um das Reich geschehen; es wird, wenn auch äußerlich vielleicht noch zusammenhaltend, zu jenem ohnmächtigen Länderbündel, das vor Jahrhunderten den Namen des Deutschen Reiches trug. Und darum, gerade weil wir mit allen Fasern unseres Herzens am Reichsgedanken hängen, stehen wir zu unserem Preußen, zu dem Preußen Bismarcks oder dem Preußen Friedrichs des Großen, das noch deutlicher und reiner die Züge trägt, die diesem Staatswesen eigentümlich sind. Dies Preußen gilt es zu schützen, und wo es verschüttet ist, wieder zu ertöcken, diesen Staat, der lieber zu viel für sich verlangt als zu wenig, der auf kolonialem Boden kämpfend sich mit innerer Notwendigkeit entwickelte zu einem Staat der Zucht und Ordnung, der Müchternheit und der Arbeit. Nur dies Preußen mit seinem harten und unbedingten Staatsbegriff ist imstande, dem bald partikularistisch sich verschließenden, bald freiheitlich und weltbürgerlich zerfließenden deutschen Wesen den rechten festen Rahmen zu schaffen. An diesem Preußen hängt das Reich. Das soll keine Überhebung sein gegenüber unseren Brüdern im Süden. Wir wissen genau, was sie vor uns voraus haben, und wir neiden ihnen manchen Vorzug; aber die staatsbildende Kraft haben sie nicht, die liegt im Norden Deutschlands. Das beweisen unweigerlich die letzten Jahrhunderte deutscher Geschichte.

Es liegt unter all dem, was heute Sozialismus heißt, verschüttet ein tiefer sittlicher Gedanke, von dem man verstehen kann, wie er die Geister gerade hochgesinnter Menschen bezwingt, der Gedanke, daß nur das gemeine Ganze Regel und Richtschnur für den Einzelnen sein darf, daß er selbstlos und uneigennützig auf seinem Plaze zuerst dem Ganzen und dann erst sich selbst zu dienen habe, daß er nur vom gemeinen Wohl sein eigenes Wohl empfangt. Aber dieser ethische Grundgedanke des Sozialismus ist ja gar nicht so neu; er ist im Grunde eins mit dem preußischen Staatsgedanken, wie er sich am reinsten wohl im Friedericianischen Preußen darstellt, mit der Idee des autoritativen Staates, wie sie sich in ihrer besonderen Farbe unter den großen preußischen Königen entwickelt hat, mit der Idee des souveränen Staates, der alle zu seinen Dienern macht vom König bis zum letzten Handwerksmann herunter.

Wir wissen freilich auch, daß politische Formen nicht ewig sind, daß sie Wandlungen und Umbildungen unterworfen sind, wie alle Formen menschlichen Lebens. Aber noch viel tiefer wissen wir, daß jedes Volk sich selber verwirklichen muß, daß seine politischen Formen aus ihm selber quellen müssen, daß es nur wachsen und blühen kann, wenn es den Kräften vertraut, die ihm erbeigentlich sind, die seine Volkspersönlichkeit aus-

machen nach ihrem inneren Wesen und nach ihren äußeren Formen. Spengler hat ganz recht: Ein Volk kann sich seine Staatsform im Grunde gar nicht aussuchen; sondern es hat die Form, die es ist, und diese Form muß es gestalten. Deshalb bekennen wir uns aus geschichtlich tief verwurzelter Überzeugung heraus zu den staatlichen Lebenskräften, die uns groß gemacht haben: sie müssen uns wieder großmachen; sie allein können es, weil sie die spezifisch deutschen Lebenskräfte sind.

Es ist ein alter Ruhm des deutschen Studenten, daß er von jeher sein politisches und nationales Handeln bestimmen ließ nicht von kühlen Berechnungen, sondern von gesunden, warmherzigen, von innen heraus- quellenden Impulsen. Auch wir bekennen uns heute zu dem Glauben, daß Leben und Schicksal eines Volkes nicht bestimmt wird von toten mechanischen Faktoren, sondern letzten Endes von den starken inneren Kräften, von großen Ideen und großen Leidenschaften. Niemals wäre das alte deutsche Reich entstanden, wenn es nicht eine Sache des Herzens und der Leidenschaft gewesen wäre, und auch das neue Deutsche Reich kann nur entstehen, wenn es mit den Kräften des Herzens ergriffen wird.

1926.

Man darf den völkischen Gedanken um Gotteswillen nicht verwechseln mit irgendwelchem blinden und gewalttätigen Hurrapatriotismus. Man darf ihn auch nicht verwechseln mit der Rassenfrage; gewiß, die rassische Auf- artung ist ein wesentlicher Teil an ihm, aber doch nur ein Faden in dem Gewebe; wer glaubt, dem völkischen Gedanken allein mit dem Rassen- thermometer genuttun zu können, der nimmt ihn zu einseitig und zu flach. Und am allerwenigsten darf man ihn verwechseln mit einem Partei- programm. Der völkische Gedanke ist in seinen Besten vielmehr eine neue seelische Haltung, eine neue innere Einstellung gegenüber dem Volk und dem Staat, der sein Gefäß ist. Was der Kern des völkischen Gedankens ist, klingt hell aus einem Arndtschen Wort: 'Verflucht sei, wer von seinem Volke läßt, und elendiglich gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat.'

Der alte preußische Staat, aus dem heraus und mit dessen Mitteln Bismarck schuf, war aufgebaut auf dem Gedanken der Pflicht, und was das für eine Basis ist, ermessen wir erst heute recht, wo wir die Zerbröck- lung dieses Pflichtbegriffes erleben. Diese staatliche Grundlage zu ver- tiefen, zu beleben, zu beseelen, das ist die große Aufgabe, die Bismarck uns hinterlassen hat; das ist die große, die größte Aufgabe, die der Volkstums- gedanke zu lösen hat, die nur er lösen kann.

'Es gibt kein edler Ding, denn Leiden', hat einer der größten Denker des deutschen Mittelalters gesagt, und er meinte die seelische Läuterung und Vertiefung, die das Leiden schaffen kann, wenn es in ein starkes Herz fällt. Auch einem starken Volke kann der Niederbruch zum Segen werden, und wir sind ein starkes und zukunftsvolles Volk trotz allem und allem. Der Weltkrieg war eine Probe, die unwiderleglich ist. Aber Einkehr und Be- sinnung sind not, wenn dieser Segen des Leides reifen soll.

Es ist mit der Wissenschaft wie mit der Kunst. Wenn Sie wissen wollen, was an ihr ist, zeigt sie Ihnen sehr verschiedene Gesichter: es gibt solche Künstler und solche, und es gibt solche Gelehrte und andere. Wenn Sie wissen wollen, was an der Wissenschaft ist, dürfen Sie nicht diesen oder jenen Gelehrten betrachten, dürfen Sie sich nicht einmal an den Durchschnitt halten, sondern dann müssen Sie die Starken fragen. Für sie gilt: Wissenschaft ist Kampf, ein Kampf, der oft genug seinen Träger aufzehrt wie nur irgendein anderer Kampf. Glauben Sie nicht, daß Wissenschaft etwas für Pärtinge und Schwachbrüstige sei. So wenig gewalttätig ihre Erscheinungsformen zu sein pflegen, sie verlangt ein festes, oft ein hartes Herz — Sie werden es schon noch merken.

Sie kennen vielleicht die Definition: Was ist ein Professor? Ein Professor ist ein Mann, der anderer Meinung ist. Das ist in der Tat die treffendste Definition, die man vom Gelehrten geben kann: das unablässige, erbitterte, immer erneute Ringen um eine Erkenntnis, die der eines anderen überlegen ist, das ist das Wesen des Wissenschaftlers. Diesen äußeren Gegner muß man bestehen lassen, sonst hebt man die Wissenschaft auf. Es wird gut sein, ihn auch an den Universitäten bestehen zu lassen. Sonst lernen Sie vielleicht exerzieren, aber nicht kämpfen.

Gleichschaltung ist das Wort unserer Tage, und wir erleben diese Gleichschaltung auf vielen Gebieten mit dem Gefühl tiefster Befreiung, wir empfinden sie auf dem Felde des Innerstaatlichen als eine geradezu geniale Lösung alter und schwerer deutscher Fragen. Überzeugungen freilich lassen sich nicht gleichschalten, auch wissenschaftliche nicht, und selbst wenn es ginge: ich habe vorhin angedeutet, warum es nicht einmal gut wäre. Wir rühren damit an das Problem der Freiheit von Forschung und Lehre, das natürlich in unserer heutigen Lage wieder viel erörtert wird. Ich scheue mich nicht, auch vor Ihnen schon einiges darüber zu sagen. Wir müssen hier, glaube ich, scheiden zwischen der Wissenschaft an sich und der Wissenschaft, die sich, an den Universitäten zumal, staatlicher Pflege erfreut. Was der einen recht ist, braucht der andern nicht notwendig billig zu sein.

Zunächst wollen wir festhalten: Keine Wissenschaft ist frei im Sinne völliger Voraussetzungslosigkeit. Wissenschaft ist gebunden an Persönlichkeit und Charakter des Forschers und Lehrers. Und dieser Forscher und Lehrer soll sich als gebunden empfinden durch die Gliedschaft innerhalb seines Volkskörpers.

Die Wissenschaft ist weiterhin nicht frei im Sinne des Freihandelssystems, so daß man alle Waren ins Land läßt, daß man dem Kaufmann keinerlei Bindungen auferlegt, daß man alles frei wachsen läßt, alles mit gleicher Liebe behegt und bepflegt. Auf diesem Wege werden die Universitäten zu Warenhäusern. Die staatliche Wissenschaftspflege kann hier ohne ein gewisses Wertesystem, ohne Abstufungen und Unterscheidungen nicht auskommen. Deutsche Sprache und orientalische Sprachen, deutsche Volkskunde und afrikanische Ethnologie — in der ideellen Sphäre reiner Wissen-

schaft ist es dasselbe, aber für den Anspruch auf Pflege, Förderung und Vertretung an den Universitäten ist es nicht dasselbe. Hier sind zweifellos, aus einem mißverstandenen Begriff der Universitas heraus, Fehler begangen worden, die wieder gutzumachen sind. Hier ist, um im Bilde zu bleiben, eine Ökonomie nötig, die Angebot und Nachfrage an deutschen Universitäten in eine gesündere Beziehung setzt.

Absolut und unnachgiebig frei dagegen ist die Wissenschaft in ihrem Ringen um Wahrheit. Hier kann es keine Abhängigkeiten geben, auch nicht von politischen Zielsetzungen. Ich bin überzeugt, daß der Wissenschaft hier von außen her keinerlei Gefahr droht — eher fast könnte ich mir denken, daß die Wissenschaft von sich aus auf der Hut zu sein hat. Gerade in Zeiten wie der unseren klingt manches zeitgemäß und manches vielleicht weniger — die Wissenschaft muß unbestechlich bleiben.

Da gibt es nur einen Trost: Weil die Lust harsch und herb ist, in die die echte Wissenschaft mit ihrem Wahrheitsdrang führt, deshalb ist sie reinigend und gesund. Nur in dem letzten Willen zur Wahrheit hat die Wissenschaft ihr Recht, das ist das Adeligste an dem Handwerk, das wir treiben, daß der Kampf um den höchsten sittlichen Begriff, eben um die Wahrheit geht — auch wenn der Kampf einmal seinen Träger gegen sich selbst stellt, auch wenn die Wahrheit einmal unbequem ist.

Die Wahrheit ist das Ziel des denkenden Menschen; der wissenschaftliche Mensch ist der theoretische Mensch. Dieser theoretische Mensch mit seiner interesselosen Forscherarbeit ist ein Wert an sich, ist eine der großen menschlichen Bestimmungen. Der theoretische Mensch ist zugleich aber ein notwendiger praktischer Faktor innerhalb des Kulturlebens. Für gewisse, und zwar besonders hochgelagerte Aufgaben eines Kulturvollkes ist Wissenschaft und wissenschaftliche Schulung unentbehrlich.

Echtes Führertum ist eine Gabe, die überall da sein und überall nicht da sein kann. Die Wissenschaft kann hier keinerlei Sonderrecht in Anspruch nehmen, und es ist eine schiefe Sicht, wenn man ihr Sonderpflichten auferlegen will. Die Wissenschaft ist ein menschenbildender Faktor neben vielen anderen. Es ist kein Segen, für sie nicht und für die Menschen nicht, daß man ihr in unserem Bildungs- und Erziehungstrieb etwas zu Obligatorischem und Ausschließlichem gegeben hat.

Es sollte niemand zur Universität kommen, der nicht geeignet, nicht gewillt, der vor allem innerlich nicht stark genug ist, um sich hinzugeben an das, was nun einmal das Eigentliche der Universität ist, an den Geist des Theoretischen, den Geist der reinen Wissenschaft. Jeder von Ihnen muß wissen, daß es hier nur um ein einziges, schweres und mühevolles Ziel geht, das ist die Wahrheit, die strenge, oft unbequeme, oft unbarmherzige Wahrheit, daß es hier keinen größeren Feind gibt als Illusionen, Schlagworte, Massenmeinungen.

Die Wissenschaft kann den Führer nicht schaffen, sie kann ihm nur das Rüstzeug geben; aber Sie alle soll sie zu tapferen und geraden, zu wissenden und wahrhaftigen Menschen machen, die, wenn nicht als Führer, so jedenfalls als Vorbilder ihrem Volke zu dienen haben.

Julii 1933 (vor Studenten):

Was wir in diesen Monaten mit brennendem Herzen erleben, man kann ihm mancherlei Namen geben, man kann es auch die große Objektivierung nennen: das Bewußtwerden natürlicher Bindungen und Zusammenhänge, die Abgrenzung und Zuteilung sachgegebener Aufgaben und Pflichten, mit einem Wort die Herstellung gesund-natürlicher Ordnungen, so wie das große Objekt, auf das wir bezogen sind, das Volk und sein Organismus, es verlangt. Dieser Organismusgedanke, der sich als ein absolut objektiver Gedanke einem über alle Grenzen geschlagenen Subjektivismus entgegenwirft, ist mit das Bezwingendste an der geistigen Haltung der neuen Zeit. Dieser Gedanke verlangt auch eine neue Objektivierung der Wissenschaft. Wir wollen dabei, obgleich sie eigentlich hierher gehört, die Frage aus dem Spiele lassen, welche Rolle der Wissenschaft an sich im geistigen Gesamthaushalt der Nation zuzuweisen ist — auch hier verlangt der Organismus Neuordnungen, um unnatürliche Entwicklungen zurecht zu rücken. Manchem hat sich hier das Bild verschoben: Schäden, die sozusagen in einer falschen Ökonomie bestehen, hält er für Schäden, die aus einem falschen Wissenschaftsbegriff entspringen. Aber wir wollen nur fragen, was aufs Innere gesehen die neue Objektivierung der Wissenschaft bedeutet. Die Antwort ist schon oben angedeutet: ein Verhalten, das sich in Ehrfurcht, Dienst, Redlichkeit (lauter neu anerkannten Tugenden) dem Objekt hingibt und sich nicht individualistisch die Herrschaft über das Objekt anmaßt. Also klare und saubere Trennung der Gültigkeiten des Dichters und des Gelehrten.

Freilich, lassen sie sich trennen? Die schöpferische Phantasie des Gelehrten ist rein der Qualität nach schwerlich unterschieden von der des Dichters. In dem Entscheidenden der geistigen Leistung schöpfen sie aus derselben Quelle. Das ist es, was die ganze Frage erst zum Problem werden läßt, zu einem Problem, das verschiedene Zeitalter, je nach ihrem Geist, verschieden zu lösen versucht haben. Bei solchen Fragen muß die Antwort sich daran genügen lassen, wenn sie den Sinn ihrer Zeit trifft. Dieser Sinn ist heute Objektivierung. Der Dichter lebt vom Einfall, der Gelehrte auch. Der Unterschied aber besteht darin, daß es beim Dichter der freie, dem Subjekt verantwortliche Einfall, beim Gelehrten dagegen der disziplinierte, dem Objekt verantwortliche Einfall ist. Der Dichter baut sich seine Welt aus sich, der Gelehrte findet eine gegebene Welt vor, die er erkenntnistmäßig zu durchdringen hat. Der Dichter ordnet sich über, der Gelehrte ordnet sich unter — dem Objekt nämlich, dem seine Arbeit gilt.

Es ist heute öfter von einer neuen Romantik die Rede, und man begegnet ihren Spuren schon, auch in der Wissenschaft. Wir lassen gelten, was uns an Kräften des Glaubens und des Enthusiasmus aus einer solchen Romantik zuwächst; denn alle Kraft ist uns nötig. Aber wir wollen nicht verkennen, daß Romantik uns heute auch sehr gefährlich werden kann, weil sie dem tiefen Sinn der Zeit durchaus entgegenläuft; denn dieser tiefere Sinn zielt auf neue Klarheit, neue Unterscheidungen, neue Ordnungen. Die Romantik hatte ihre Größe darin, alle Gültigkeiten zu vermengen. Die neue Zeit verlangt: Jedem das Seine, auch dem Dichter und dem Gelehrten.

Starke Völker sind konservativ, starke Geschlechter und starke Menschen sind es auch. Dabei meint konservativ sein nicht das Alte erhalten, sondern das Artgerechte, das Wesenseigene und Wesensfördernde erhalten. Dies Konservativsein meint nicht Beharren und Erstarren aus Beschränktheit (das gibt es auch), sondern es meint Hüten und Vererben aus Verantwortung. Dies Konservativsein bedeutet: von sich selber absehen und sich in der Kette fühlen, bei der jedes Glied an das vorhergehende gebunden und dem folgenden verpflichtet ist.

Jede Revolution, die diesen Namen verdient, sucht nicht das Neue, sondern das Echte. Jede wirkliche, d. h. fruchtbar wirkende Revolution zerstört nicht, sondern sie legt frei.

Zu den stärksten, eigentümlichsten und unterscheidensten Erbanlagen des deutschen Geistes gehört die Kraft des theoretischen Denkens — nur wer an seinem Volke zweifelt, kann daran zweifeln. Mit anderen Worten: Wer an sein deutsches Volk und an das 'Blut', das heißt im tiefsten Sinne doch: an die innere Mitgift dieses Volkes glaubt, der muß auch an den Geist der Wissenschaft in diesem Volk glauben, mit mindestens demselben Recht wie an den Genius seiner Kunst.

So folgern wir: Was liegt an dem einzelnen wissenschaftlichen Fach oder gar an dem einzelnen Gelehrten? Nichts. Alles liegt an der geistigen Welt, die hier zusammengebaut wird aus Tausenden von Bausteinen und Tausenden von Menschenggeistern, diese Welt nicht nur als Substanz verstanden, sondern als Potenz.

Die wissenschaftliche Einzelmaterie ist recht belanglos, wichtig ist nur die geistige Kraft, die als Ergebnis der Mühen unzähliger Einzelhirne auf ebenso unzähligen Einzelfeldern dem Volksganzen zur Verfügung gestellt wird. Denn darüber wird keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß, wenn der Gesamtorganismus des Volkskörpers die höchste Stufe seiner Leistungsfähigkeit erlangen soll, neben den physischen auch die geistigen Kräfte dieses Körpers gepflegt werden müssen. Der Mann, der über Turfan-Tegeten brütet, tut also nichts Unnützlicheres als der Eiffeltundenläufer, sie tun vielmehr, jeder auf seine Art, dasselbe: der eine hilft den körperlichen, der andere den geistigen Leib seines Volkes bauen. Dabei will ich gern einräumen, daß es gelehrte Absonderlichkeiten und Schnurpfeisereien gibt, aber auf welchem Felde menschlicher Betätigung gibt es die nicht? (Es wäre schade, wenn es sie nicht gäbe.) Nur das kann ich nicht einräumen, daß man die Wissenschaft anhalten müsse, um jeden Preis die Beziehung zum Leben zu suchen. Das würde, grob gesagt, darauf hinauslaufen, praktische Wissenschaft zu treiben und die theoretische, rein auf Geistige gestellte hintanzuhalten. Stellen wir uns einmal vor, es würde bei uns durch ein paar Generationen hin nur lebensnahe Wissenschaft getrieben, also technische, praktische, überhaupt angewandte Wissenschaft in jedem Sinn: was würde die Folge sein? Unzweifelhaft die, daß auch unser praktisches Können allmählich verdorrte. Ein Volk braucht auch eine immer wieder keimfähig gehaltene geistige Humuserde. Sie zu schaffen und aus den

mannigfachsten geistigen Subjekten und Objekten zu mischen, ist die vom Volksganzen her begriffene Aufgabe der Wissenschaft. Was bedeutet da die wissenschaftliche Materie und ihre größere oder geringere Lebensnähe? Es ist grob materialistisch, vom kleinen Augenblicksnutzen aus gedacht, und ohne Sinn für größere und tiefere Wirklichkeiten, wenn eine Kritik der Wissenschaft als solcher an diesem Punkte einsetzen wollte.

Es ist ein verbreiteter Irrtum, als käme es bei der Wissenschaft vornehmlich aufs Wissen an — das ist nur das Handwerkszeug. Den Gelehrten macht nicht das Wissen, sondern das Urteil. Und was wissenschaftliche Schulung zu vermitteln hat, ist nicht irgendwelcher Stoffkram, sondern ist die Weckung und Stärkung bestimmter geistiger und charakterlicher Fähigkeiten. Vielleicht kann ein Bild deutlich machen, worauf wir abzielen. Der Mensch lebt nicht nur im irdischen Raum, den er in Jahrtausenden sich untertan gemacht hat; er lebt ebenso in einem geistigen Raum, der gleichfalls in Jahrtausenden mit Blut und Schweiß erobert wurde. Wissenschaftlich geschult sein heißt an den Grenzen dieses geistigen Raumes im Kampf gelegen haben, heißt die geistige Frontlinie kennen, in irgendeinem Abschnitt, heißt die Waffen dieses Ringens selbst einmal gehandhabt haben und seine Möglichkeiten übersehen. Wo Wissenschaft ernst genommen wird, ist dieser geistige Schützengraben ein ganz ähnlicher Menschenbildner, Wertmesser und Ausleser, wie wir den irdischen kennengelernt haben.

Es spricht nicht gegen, sondern für den Erziehungswert der Wissenschaft, daß manche auf der Strecke bleiben. Seit Jahrzehnten trage ich den Spruch von Theobald Ziegler im Gedächtnis, der mir in Studententagen einmal zugeflogen ist: 'Es müssen Jünglinge gewagt werden, damit Männer werden'. Wer die Aufgabe der Wissenschaft auf dieser Linie sieht, müßte wünschen, daß das wissenschaftliche Prinzip sich in den Universitäten wieder reiner auswirke, als es sich heute unter der Engsinnigkeit angeblicher Berufsnotwendigkeiten, unter der Unsinnigkeit gewisser Examensbestimmungen und dergleichen auswirken kann.

Der junge deutsche Mensch bekennt sich zu männlichen Tugenden: Disziplin, Beherrschung, Härte, Ausdauer, Energie, Treue, Tapferkeit. Seine körperliche Ausbildung wird ganz auf diese Zielpunkte abgestellt; seine geistige muß es auch. In der Wissenschaft stecken alle Möglichkeiten zu einer solchen geistigen Zucht. Nur muß sie in ihrem erzieherischen Sinn begriffen und nach diesem erzieherischen Sinn geübt werden, von den Professoren und von den Studenten.